

4.4 Die Medien: Opfer in den Medien

4.4.1 Im Mahlstrom der Medien – Opfer im Fernsehen

Ulrich Meyer

Working press – nein, manchmal bietet sie wirklich kein schönes Bild, die arbeitende Presse. Wer je gesehen hat, wie sich Fotografen bei der Beerdigung eines Verbrechensopfers, über die Gräber springend, an die Trauergemeinde heranpirschen, wer je beobachtet hat, wie sich Kamerapulks vor einem schlichten Reihenhäuschen drängen, in dem eine Familie vor Kummer nicht ein noch aus weiß, wer je dabei war, wenn spät am Abend noch ein Zeitungsvolontär zitternd klingelte, um den Schmerzensstarrten ein Foto des bedauernswerten Opfers abzuschwatzen, der wird diese Auffassung zumindest teilen.

Keiner mag das, keiner will das. Aber jeder liest und sieht das, was bei solchen Aktionen herauskommt – genau das ist das Dilemma, in dem Journalisten sich befinden.

Zwei Welten

Journalisten wollen etwas, während Opfer und ihre Angehörigen erst einmal nur noch Ruhe möchten. Journalisten wollen hören, während die Opfer vergessen wollen – am liebsten sofort, auf jeden Fall irgendwann. Journalisten möchten Antworten – und auf die können sie auch hoffen: Denn Opfer wollen oftmals reden.

Das ist die Verbindung zwischen beiden, und das ist für beide gut – jedenfalls im Idealfall. Dieser Idealfall lässt sich nicht konstruieren, aber er kann eintreten. Und das ist dann das Ergebnis langer und verantwortungsvoller Arbeit – nicht zuletzt auf Seiten der Journalisten.

Die Opfer

Sie stehen im Mittelpunkt des Interesses – natürlich. Denn Menschen interessieren sich für alles, was ihre Ordnung durcheinander bringt, was den Gang der Dinge stört, was schlecht ist. Im Entsetzen darüber, was passiert ist, in der Erleichterung, nicht selbst betroffen zu sein, in der Hoffnung,

vielleicht irgend etwas aus der Situation lernen zu können, das sie selber gebrauchen können, sollten sie eines schlimmen Tags in eine ähnliche Situation geraten.

Opfer haben unser aller Mitleid – jederzeit. Aber so unterschiedlich wie Menschen sind, so unterschiedlich ist auch ihre Reaktion in tiefstem Schmerz: Manche scheinen neben sich zu stehen, erscheinen wie unzurechnungsfähig; andere glauben sich selbst in größter Not in der Lage, ihren eigenen Marktwert einzuschätzen: wie der Onkel, der selbst in Fernsehredaktionen anrief, um die tragische Unfallgeschichte seiner Nichte zu verkaufen – und einen horrenden Preis forderte, der natürlich nie gezahlt worden ist. Aber der Wirkungsmechanismus Unglück – Medien – Geld ist auch jenen geläufig, von denen man annehmen sollte, dass sie nach allem, was ihnen gerade zugestoßen ist, keinen klaren Gedanken mehr fassen können, zumindest keinen merkantilen.

Natürlich: Solche Fälle sind die absoluten Ausnahmen, aber es gibt sie – das Verhältnis zwischen Journalisten, Medien, Opfern und ihren Angehörigen ist außerordentlich vielschichtig.

Das Schweigen der Schreiber

Journalisten sind nicht – auch wenn das gerne kolportiert wird – verantwortungslose Rabauken. Der Verfasser des Vorwortes dieses Buches weiß das nur zu gut. Als Jan Philipp Reemtsma im März 1996 entführt wurde und die Lösegeldverhandlungen nur sehr zäh voran gingen, damals wussten fast alle deutschen Redaktionen Bescheid. Und trotzdem haben sich alle an den Komment gehalten und nichts veröffentlicht. Sie haben das Leben des Entführungsopters selbstverständlich über alles andere gestellt. Selbstverständlich? Natürlich ist das selbstverständlich – aber in einem Berufsstand, in dem immer einer den ersten Schritt nach vorne macht und dem andere dann folgen, in diesem Berufsstand ist das eine herausragende Gemeinschaftsleistung, wo Gemeinschaft eigentlich nicht existiert – und eine Demonstration von Verantwortungsbewusstsein, von Empathie, von Mitleid.

Was interessiert da eigentlich?

Mit ihrer Neugier stehen Journalisten nicht allein. Sie sind getrieben von der Bedürfnislage ihrer Kunden, Leser, Zuschauer, Zuhörer.

Und wer sich wertfrei selbst betrachtet, wie er in den Augenblicken größten Unglücks wie gebannt die Fernsehsendungen verfolgt, wie er Nachrichten, Brennpunkte, Specials hintereinander aufsaugt, obgleich sich die Faktenlage kaum weiterentwickelt hat, der darf sich eingestehen, dass selbst intellektuell motiviertes Interesse Anteile von Voyeurismus hat. Nennen wir es positiver ›begründete Neugier‹. Und diese begründete Neugier am Opfer und seinem Schicksal bleibt – oftmals über Jahre. Sie vollzieht sich in mehreren Etappen:

- Im Augenblick des Unglücks und kurz danach interessiert vor allem die Faktenlage. Was ist überhaupt passiert? Wie haben Opfer, die mittendrin waren, dieses alles empfunden? Zu welchen Gedanken waren sie fähig, zu welchen logischen Handlungen, zu welcher Gegenwehr?
- Die Anteilnahme, die sich im Zuschauer bildet, sie scheint für Opfer selbst oftmals außerordentlich überraschend: Mein Unglück bewegt so viele Menschen? Mein Schicksal bringt so viele dazu, an mich zu denken, an mich zu schreiben, mir (manchmal sogar) Stofftiere zu schenken – alles zum Trost?
- Und das Interesse bleibt, wenn auch in abgeschwächter Form. Tage und Wochen nach der Rettung, während des Aufenthaltes im Krankenhaus, während der Rekonvaleszenz, während der Rückkehr an den Heimatort, bei der Aufnahme durch Nachbarn, Freunde, Familie: All das bewegt Menschen, Zaungäste, Konsumenten erneut – natürlich in abnehmendem Maße.
- Das Interesse aber kann sehr leidenschaftlich wieder aufflammen – dann etwa, wenn die Ahndung beginnt: vor Gericht, wenn Opfer und Täter sich begegnen, vor den Trümmern einer Existenz, wenn zugesagte Wiedergutmachungsleistungen nicht oder nur teilweise gezahlt wurden – und an Jahrestagen, nach einem, nach zwei, nach fünf Jahren, wenn alles wieder hochkocht – hochgekocht wird.

Das alles packt: Weil unser aller Ordnung gestört worden ist, weil es jeden treffen kann – und weil Opfer nolens volens Vorbild sein können in ihrer Reaktion, in ihrer Haltung, in ihren Aussagen.

Die Reaktionsmuster

Wenn Journalisten mit Opfern sprechen, dann bemerken sie immer wieder – auch zu ihrem eigenen Erstaunen – sich wiederholende Reaktionsmuster.

• **Die Schweiger**, die in ihrem akuten Schmerz noch so starr sind oder ihn schon so eingekapselt haben, dass sie kaum zu Aussagen in der Lage sind. Auch wenn sie sich zum Sprechen überreden lassen, sie weisen alle Geschehnisse, alle Nachwirkungen, alle Erschütterungen weit von sich, verwenden nicht das Wort ›Ich‹, sondern sprechen von ›man‹ – selbst gewählte oder tief im Unterbewusstsein entstandene Distanzierung, Abwendung vom Unglück.

• **Die erleichterten Redner**: Sie sehen nicht zuvorderst den Journalisten, aber in dem Journalisten das ideale Gegenüber für umfangreichste Darstellungen. Sie sind häufig zur ganzen Palette der Gefühlsäußerungen fähig und bereit. Der Journalist wird eher zum Vertrauten, zum Familienmitglied, die Erzählung ein Teil der Selbsttherapie. Die Mehrheit der Opfer gehört eher in diese Kategorie. Und die Aufgabe der Journalisten besteht nicht nur darin, Fragen zu stellen, sondern auch und nicht zuletzt, gerade hier Vorsicht walten zu lassen; etwa dann, wenn Opfer im negativen Überschwang der Gefühle Vermutungen aussprechen, mögliche Täter beschuldigen, vermeintlich Verantwortlichen Vorwürfe machen. Dann ist der Journalist aufgerufen, nicht nur Zeitzeuge, nicht nur Chronist zu sein, sondern das Opfer zu schützen – indem er sorgfältigst auswählt, was er von all dem aufgezeichneten Material publiziert und was nicht. Auch das geschieht – und gar nicht selten!

• Aber es gibt auch sie: **Die erneut Überfallenen**, die unter den Fragen zusammenzucken wie unter körperlicher Gewalt, die den Blick kaum in Richtung Interviewpartner heben können, die in der Erinnerung erneut zusammenbrechen. Sie wird kein Fernsehjournalist seinen Zuschauern zeigen können und wollen. Auch Journalisten kennen Rücksichtnahme.

• **Die Exklusiven** – Das ist die kleine Gruppe derer, die sich und ihre Geschichte angeboten haben, entweder selbst oder mit Hilfe von Mittelsmännern. Sie sind die Rationalisten, die das Geschehene akzeptieren – und das Beste und das Lukrativste daraus machen wollen. Sie reagieren erstaunlich ›professionell‹, so als wollten sie demonstrieren, dass man auch ein Unglück kopfgesteuert verarbeiten kann, ruhig, würdevoll – oft mit einer einzigen Publikation nach außen tretend, geraume Zeit nach den Geschehnissen.

• Und dann sind da **die Blocker**, die oft mit Rechtsanwaltshilfe Journalisten aller Verlage und Sender auf Distanz halten. Die zum bestmöglichen Zeitpunkt (und zum schlechtesten in den Augen der Journalisten) schwerste Kanonen aufgefahren haben, Publizisten mit Hinweisen auf Persönlichkeitsrecht, Schmerzensgeld und Schadenersatzforderungen zum Schweigen brin-

gen. So ist es z.B. in einem Fall von längst abgeurteiltem Kindesmissbrauch und Kindesmord gelungen, das Thema in erheblichem Umfang aus den Schlagzeilen herauszuhalten – vor allen Dingen, weil die Familie des Täters es so wollte. Aber auch diese Familienangehörigen sind im Sinne unserer Überlegungen eindeutig Opfer.

Hochbelastete Opfer vor der Kamera

Ein Opfer vor der Kamera zu haben, ist also kein Selbstzweck. Die völlig unterschiedliche Art des Auftretens von Opfern erzeugt beim Zuschauer (auch beim Leser einer Reportage) oft völlig unterschiedliche Eindrücke – und manche dieser Eindrücke sind für das Opfer nicht positiv. Dieses zu wissen und zu spüren, wo Grenzen liegen, auch das ist die Aufgabe des Journalisten im direkten Umgang mit Opfern.

Denn auch wenn Kritiker das niemals wahr haben werden: Guten Journalisten geht es nie um den reinen Effekt, nie nur um die Erfüllung ihrer Aufgaben *für den Augenblick* – sondern immer auch darum, einen neu geschaffenen Kontakt eben nicht bloß einmal publizistisch verwenden zu können, sondern vielleicht mehrfach. Und das geht nur, wenn das Opfer sich angenommen, sich erkannt fühlt – und nicht, wenn es sich ausgenutzt glaubt.

In all den Jahren haben wir Opfer vor der Kamera gesehen, die geschwiegen, geschluchzt haben, die zusammen gebrochen sind – die aber auch auf merkwürdig unerklärliche Art gelächelt haben, ja sogar schlimmste Momente mit Humor zu nehmen versuchten. Das mag jeweils eine Ausprägung von individueller Schmerzverarbeitung sein – der Zuschauer macht sich das häufig vermutlich nicht so klar.

Deshalb wird sich der Journalist stets fragen, wie das Auftreten des Opfers auf den Zuschauer wirkt. Insofern sucht der Journalist selbst gar nicht, wie ihm oft vorgeworfen wird, die Gelegenheit, sich an den Erzählungen des Opfers zu »weiden«. Er muss zuhören, nachfragen, Zeuge und Schützer sein. Reporter, die das unterlassen, wirken auf der Stelle peinlich und lästig. Eine Schande für den Berufsstand, eine Zumutung für den Interviewpartner, das Opfer – und schier unerträglich für den Zuschauer.

Aus diesem Grund wird jeder journalistische Verantwortungsträger/Redaktionsleiter solche Szenen nicht zulassen. Ihm wird es vielmehr darum gehen, eine intime Situation zu schaffen, der auch der Zuschauer anmerkt, dass sie vom Opfer zum Positiven genutzt wird, zum Reden, um sich zu befreien. Es wird dem Journalisten zunächst einmal darum gehen, sein

Gegenüber atmen zu lassen, zu sich kommen zu lassen – ob nun im Traurigen oder im Tapferen, ja Heldenhaften. Gute Journalisten schaffen das – und es wird sicherlich manchen Leser überraschen, dass sich zwischen Opfern und ihren publizistischen Begleitern eine Gesprächsbeziehung entwickeln kann, die manchmal über Jahre reicht.

Vom Umgang der Journalisten mit Opfern

Alles, was sich positiv über das Thema sagen lässt, wird überlagert von den Auswüchsen, die an Kältherzigkeit wohl kaum zu überbieten sind. Wir kennen die Geschichten von Kamerateams und Fotografen, die sich unter dem Deckmantel eines giftgrünen OP-Kittels in Krankenhäuser einschleichen und auf der Intensivstation versteckte Bilder von Menschen machen, die dem Tode näher sind als dem Leben. Wir kennen die Fälle, in denen über-eifrige Reporter Angehörige von Opfern schneller informieren, als die über die Polizei überhaupt von dem Unglück gehört haben – von unter der Hand entwendeten Familienfotos bis hin zu wissentlich falschen Details einmal ganz zu schweigen.

Das sind sicherlich die negativen Auswüchse, die jeder publizistisch Tätige sehen muss, wenn er sich mit dem Ansehen seines Berufes befasst und mit dem, was er selbst tun kann, um Opfer zu schützen.

Das beginnt – für Presse *und* für Fernsehen – beim Abkürzen des Opfernamens, vielleicht sogar der Verwendung eines Alias-Namens. Bei den elektronischen Medien geht das noch viel weiter: von der optischen Verfremdung (dem bekannten »Nebel« auf dem Gesicht, dem Auftreten hinter einer anonymisierenden Milchglasscheibe oder der schlichten Kopfwendung weg von der Kamera) bis hin zum digitalen Verändern der Stimmlage, damit der Interviewpartner nicht einmal für Kollegen oder Nachbarn identifizierbar ist. Das reicht aber auch, wenn es Journalisten um ganz bestimmte Fragenkomplexe geht, bis zum Aussparen gemeinsam abgestimmter Details. Gute Journalisten werden sich daran halten – auch wenn ihre Redaktionsleitung mehr verlangen sollte.

Dies vorausgeschickt, kann das Interview zu allseitigem Nutzen werden: Das Opfer kann sich Belastungen von der Seele reden, der Journalist hat das Interview, das er gerne haben wollte, und die Zuschauer haben die Möglichkeit, im Gesicht eines Menschen zu lesen, was über die Vermittlung von Fakten weit hinausgeht.

Im Kopf des Zuschauers dreht sich stets – über den Kitzel hinaus – das große Karussell einer Frage: Wenn mir das passiert wäre? Insofern gibt es

einen permanenten Abgleich zwischen den Aussagen des Opfers und den Gefühlen des Zuschauers. Das ist der Grund, warum Journalisten immer versuchen werden, dass ihr Gast und sein Gesicht auch im Interview voll und ganz zu sehen sind.

Dieses ist bitte nicht nur als Einbahnstraße zu verstehen: Hier geht es nicht nur darum, den Journalisten zu ›ihrem‹ Erfolg zu verhelfen. Nur zu oft wird Gerichten vorgeworfen, sich in Verhandlungen lediglich auf die Täter zu kaprizieren – die journalistische Arbeit dreht sich wesentlich stärker um die Opfer. Und insofern kann das öffentliche Auftreten an der Seite des ›richtig ausgewählten Journalisten‹ das Opfer auch stärken – stärken vor allen Dingen für jene Kämpfe, die unverständlicherweise stets auf Unglücksfälle folgen, wenn Wiedergutmachungszahlungen ausbleiben oder Versicherungen sich quer stellen. Wer publizistisch vorgesorgt hat, kann darauf bauen, die Öffentlichkeit hinter sich zu haben – und dann ist (fast) jeder Kampf gegen Behörden, Autoritäten, Kapitalgesellschaften zu gewinnen – egal, wie kraftlos man sich eigentlich nach einem schweren Schicksalsschlag fühlt.

Was Journalisten eigentlich damit wollen

Für Kritiker ist die Sache klar. Wieso braucht man das Foto eines Opfers, seinen Namen, seine Anschrift? Warum muss man überhaupt mit einem Opfer sprechen – die Phantasie eines jeden müsste doch ausreichen, sich mit eigener Hirnkraft ein Unglück vorzustellen? Nur – so ist es nun mal genau nicht. Der Mensch ist darauf aus, ›sich ein Bild zu machen‹ – genauso wie es schon in der Bibel heißt.

Das Grauen der Flugzeugkatastrophe von Ramstein hat jeder noch vor Augen – die Nachwirkungen sind aber viel einfacher zu verstehen, wenn ein damals Geschädigter erzählt, er habe den Feuerball von einst immer und stets vor Augen: »Das ist wie ein optischer Tinnitus – alles, was ich wahrnehme, ist von diesem Bild überlagert!« Sind wir nach dieser Schilderung nicht viel stärker bereit, die Rechtsprechung deutscher Obergerichte inakzeptabel zu finden, die Schadenersatz schon aus dem einen Grund ablehnt, weil die Verjährungsfristen nicht gewahrt seien?

Oder der Ehemann, der zusammen mit seiner Frau im Unglücks-ICE von Eschede saß, der sein Abteil beschreibt, das sich innerhalb von Sekunden in Schrott verwandelte, und den Zustand seiner Frau, die in seinen Armen ihr Leben verlor. Vor dem Hintergrund einer solchen Schilderung sind auch Gerichtsverfahren ganz anders zu sehen, in denen einfach kein Verant-

wortlicher feststellbar zu sein scheint. Und erst recht die oft wenig großzügige und entgegenkommende Haltung der Mitarbeiter der Transportgesellschaft.

Denn oft ist es doch so: Die, die Gewalt über unser Leben haben, tun oftmals nicht das Richtige. Sie zum Richtigen zu zwingen, geht nur auf einem Weg: über die Öffentlichkeit. Und in der Öffentlichkeit sind *die* Menschen am nachhaltigsten wirksam, die Missstände, Fehler, Unfälle aus eigener Anschauung beschreiben können.

Damit ist ja noch nicht einmal der Schrecken in seiner ganzen Breite und Häufigkeit abgebildet – wie ginge das auch? Oder haben Sie sich schon einmal gefragt, warum bei zwei gleichzeitig stattfindenden Kindesentführungen eine oft so gut wie unter den Tisch fällt? Auch das hat damit zu tun, dass sich Medien oftmals Archetypen zuwenden: Das kleine blonde Mädchen mit den blauen Augen steht auf jeden Fall schneller im Mittelpunkt als der kleine Junge mit dem mürrischen Gesicht.

Und manchmal ist es nicht eine Entscheidung von Redakteuren, sondern es ist einfach die Menge von aktuellen Meldungen: Die Nachrichtenlage kann durchaus Wissenswertes verdrängen – oft sogar Mitempfindenswertes. Und deshalb bleibt uns manchmal Leid vollständig verborgen, das erst ein paar Tage später die Schlagzeilen beherrscht.

Die Sorgfaltspflichten

Für Journalisten sind Sorgfaltspflichten verbindlich. Josef Pulitzer, der große amerikanische Verleger, nach dem der gleichnamige Journalisten-Preis benannt ist, fasste die unabdingbaren Notwendigkeiten seines Berufsethos in drei Wörtern zusammen: »Genauigkeit, Genauigkeit, Genauigkeit!«

Das geht damit los, dass sich Journalisten selbst vorstellen mit der Businesskarte, dem genauen Sender bzw. dem Blatt, für das sie schreiben, mit dem Sendegerät, für das sie ihr Material (wahrscheinlich) anfertigen. Genauso müssen *sie* überprüfen, wer da eigentlich mit ihnen spricht. Am besten eine Kopie des Personalausweises mitnehmen: auch vom Opfer!

Darüber hinaus ist möglichst viel von den Opfer-Angaben zu überprüfen – mit Hilfe von Polizei, Feuerwehr und Krankenhäusern. Vor allen Dingen, wenn in ihren Darstellungen/Enthüllungen ein völlig neues Kapitel beginnt, das bisher so gar nicht bekannt war. Da sind Journalisten gehalten, stärker nachzufragen – manchmal empfinden Opfer das als schmerzhaft. Aber im Dienst der ›Genauigkeit‹ ist es gar nicht anders möglich. Nur so hat der Journalist – der als Fragender kommt und als Informierter geht,

nicht aber als Wissender – nur so hat er eine Chance, im Wust von Darstellungen, Gefühlen und Meinung den richtigen Weg zu finden.

Dabei ist das, was er da tut, gar nicht mal ausschließlich Selbstschutz. Seine Überprüfung und seine Vorsicht gilt auch dem Schutz seines Informanten, in unserem Fall dem Opfer: Im Überschwang der negativen Gefühle sind in Wortäußerungen Anschuldigungen und Vorwürfe gegen bestimmte Menschen herauszuhören, werden Namen genannt und Pauschalierungen verwendet.

Erfahrene Journalisten wissen, wie vorsichtig sie da sein müssen. Nicht nur, weil sie mit einer ungenügenden Distanzierung sich die Vorwürfe des Opfers möglicherweise zu eigen machen, was automatisch Rechtsanwälte auf den Plan ruft – nein, auch das Opfer ist davor zu schützen, in seiner Erregung Unbedachtes auszusprechen. Der professionell arbeitende Journalist wird eher mehr weglassen, als für den Augenblick eine aggressive Formulierung zulassen. Schließlich möchte er mit dem einmal geknüpften Kontakt noch mehr anfangen, schließlich möchte er wiederkommen dürfen, weiter fragen können.

Deshalb wird er auch die Wirkung vor Augen haben, die die Worte seines Interviewpartners beim Zuschauer haben. Die Medienrezeption, die Frage, wie ein völlig Unbeteiligter, sich am Abend auf seiner Couch lümmelnd, mit vielleicht 40 Prozent Aufmerksamkeit kurz vor dem Schlafengehen versehen, das aufnimmt, was ein Opfer zu erzählen hat: Und da kann vieles in den falschen Hals geraten, falsch interpretiert werden, für böses Blut sorgen. Der gute Journalist wird seinen Gesprächspartner, das Opfer also, schützen – auch hier.

Wenn das vermeintlich große Geld lockt

Der Anruf in der Fernsehredaktion war genauso authentisch wie überraschend:

»Meine Nichte ist gerade von einem Schwerlastwagen überfahren worden. Fürchterliche Sache, ich erzähle alles über sie, bringe auch Fotos und die letzten Video-Filme mit. Das kostet aber!«

Auch so reagieren Opfer und ihr Umfeld in völliger Verkennung der Tatsachen und Usancen – von der moralischen Seite ganz abgesehen. Für Promis, Künstler, Stargäste wird gezahlt – für Opfer also auch. Jeder, der in solchen Situationen verblendet die Hand aufhält, sieht das als sein gutes Recht an.

Generell sind solche Betrachtungen auch durchaus korrekt. Als in Deutschland vor 20 Jahren Interna über eine Wohnungsbaugesellschaft ruchbar wurden und Monate lang für Furore sorgten, hatte ein Mitarbeiter der Gesellschaft seine Informationen aktenordnerweise zu einem großen deutschen Magazin getragen. Dafür hat er Geld bekommen und einen Job, dafür ging er ja ein großes Risiko ein. Das fand damals jeder in Ordnung, und es ist auch heute sicherlich richtig.

Immer schwieriger ist es geworden, wenn Rechtsanwälte für ihre möglicherweise mittellosen Mandanten Forderungen aufstellen, die zuallererst einem dienen: Ihr persönliches Honorar zu generieren, weniger die finanzielle Situation der Opfer nach einem Unglück besser zu stellen. Und ganz schwierig wird es, wenn nicht das Opfer, sondern der Täter die Vorteile von einem finanziellen Deal mit Journalisten hat.

Geld zu zahlen ist durchaus möglich – wenn wir es als Aufwandsentschädigung sehen, ein bestimmter Satz also für den Urlaubstag, den die Betroffenen haben nehmen müssen, für ihre Auslagen. Das Ganze kann ja durchaus noch ergänzt werden um eine nicht-materielle Dimension: Informationen, die oft nur Journalisten parat zu haben scheinen – Namen von und Zugang zu Spezialisten, die sich als Arzt, Fachanwalt oder besonders geschulte Psychologen im Problembereich des jeweiligen Gesprächspartners besonders gut auskennen.

So können Verbindungen geknüpft werden, auf die ein Opfer von sich aus offenbar nicht kommt / nicht kommen kann – und auch nicht gebracht werden. Das schafft eine Dimension von persönlichem Vertrauen, die in der Gesamtsituation oftmals sogar förderlicher ist als ein paar hundert Euro mehr.

Wie geht's denn anders?

Wer Opfer geworden ist, der muss nicht reden, der muss sich nicht äußern, der hat keine Veranlassung sich darzustellen. Nur – dies alles kann helfen, und namhafte Fachleute raten deshalb nicht davon ab. Die Frage ist nur, wie sich das Opfer der Presse stellt? Einmal angefangen, können sich die Anfragen stapeln, bis zu nichts anderem mehr Zeit ist. Deshalb sollte der Anwalt, der Psychologe auch dazu befragt werden, wie eine dem Opfer wohlthuende Politik der Presse gegenüber aussehen könnte. Reden hilft, im richtigen Umfeld dargestellt zu werden, auch – all das kann helfen, das Trauma zu verarbeiten.

Es kann hilfreich sein, eine Pressekonferenz zu veranstalten – für alle, damit einmal für immer alle bedient werden. So etwas, wie es die Kinder

des amerikanischen Ozeanfliegers Charles Lindbergh in München getan haben, als sie sich erst kürzlich geoutet haben. Nur – je interessanter die Geschichte, desto intensiver werden Journalisten nachhaken und nicht locker lassen.

Irgendwann aber ist der Zeitpunkt gekommen, da sich Journalisten zurückziehen. Ideal ist ein regelmäßiger Kontakt in regelmäßigen Zeitabständen. Schließlich dürfen Journalisten nicht selbst im Leid anderer untergehen. Und schließlich sind sie sich darüber im Klaren, dass ihre Gesprächspartnerschaft nicht professionelle Hilfe ersetzen kann, die Hilfe von Psychologen, Therapeuten oder Opferhilfsorganisationen.

Nicht zuletzt die Familie ist aufgefordert, die Traumatisierten aufzufangen – und schließlich ist es doch auch die Familie, die mitentscheidet, wenn wieder ein Journalist ein paar Fragen hat.

4.4.2 Von Tätern und Opfern – der Prozess des Filmemachens am konkreten Beispiel

Klaus Steinberg

Ich habe für den Film *Im Schatten der Tat* 20 bis 30 Verbrechenopfer in mehreren Bundesländern kontaktiert bzw. aufgesucht. Der Erstkontakt entstand über Rechtsanwälte, Ärzte, Therapeuten und Vertrauenspersonen. In den Fällen, in denen seitens des Opfers Interesse an einer Zusammenarbeit bekundet wurde, habe ich mich und mein Anliegen zunächst in Schriftform dargestellt und dabei den Sendeplatz sowie die inhaltliche Form beschrieben (in diesem Fall die Reihe 37° im ZDF). Auf die Erwähnung unseres Sendeplatzes kamen meist positive Reaktionen. Leider wurde mir in vielen Fällen auch klar gemacht, welche schlimmen Erfahrungen die Verbrechenopfer mit Boulevard- und aktuellen Medien zuvor bereits gemacht hatten.

Meine Erfahrung war: Je kürzer der Zeitpunkt des Täter-Übergriffs zurücklag, desto unsicherer waren die Opfer, ob sie sich mit einer Fernsehkamera zum Zeitpunkt X konfrontieren wollten. Ich habe mit Absicht kein Geld geboten (ausgenommen natürlich jedwede Erstattung der durch den Film entstehenden Kosten und ein bescheidenes Informationshonorar), damit die Entscheidung über eine Teilnahme an dem Dokumentarfilm in keiner Weise finanziell beeinflusst wurde.

Diese Entscheidung hatte folgenden Hintergrund: Im Zuge meiner Recherchen erfuhr ich, dass Opfer manchmal zu ihrer Zustimmung für den Besuch von Journalisten der Printmedien oder eines TV-Teams von der eigenen Familie gedrängt wurden. Summen von 500 bis 50.000 Euro (z.B. bei spektakulären Entführungen) sind oder waren nicht unüblich. In diesen Fällen aber müssen die Opfer ein zweites Mal erfahren, dass es etwas Wichtigeres als den persönlichen Schock und ihr intimstes Erleben gibt, nämlich Geld – eine zusätzliche Entwürdigung der Person durch den engsten Familien- oder Freundeskreis.

Nach monatelangen Bemühungen, Telefonaten, Besuchen und Gesprächen war ich soweit, der ZDF-Redaktion drei Verbrechenopfer in Exposéform vorstellen zu können, darunter auch ein prominenter Schauspieler und seine Lebenspartnerin. Die Dreharbeiten rückten näher, und eines der Opfer nach dem anderen sah sich – aus je individuellen Gründen – außerstande, sich an die Zusage zu halten. Jede Tat, die für unsere Dokumentation in Frage kam, lag mindestens zwei Jahre zurück, jedoch befanden sich